

Friedmann Harzer

## „Mehr als das, was man sieht, kann ich nicht sagen“

Franz Kafka bei Rudolf Steiner, Prag, Ende März 1911

Es beweist immerhin eine gute Konstitution, wenn sich unter der Einwirkung der Strahlen einer Persönlichkeit die Weltanschauung zu schälen beginnt.

Karl Kraus

Kafka ist Rudolf Steiner Ende März 1911 vielleicht nicht zum ersten Mal begegnet. Unter dem Datum des 31. März 1910 ist jedenfalls ein Schreiben überliefert, mit dem er dem Theosophen eine Probe seiner Schriftstellerei übermittelt.<sup>1</sup> Zum literarischen Ereignis wird die Konfiguration Kafkas und Steiners indessen erst, als jener diesen in seiner Sprechstunde im Viktoriahotel in der Prager Jungmannstraße aufsucht – und dieser Begegnung<sup>2</sup> unter vier Augen kurz darauf einige Seiten seines Tagebuchs widmet, überschrieben mit *Mein Besuch bei Dr. Steiner*. Die Frage liegt nahe, was den 28jährigen Kafka bewogen haben mag, ausgerechnet jenem Mann seine Aufwartung zu machen, dessen Name heutzutage eher mit biodynamischer Ernährung oder mit der Walddorfpädagogik verbunden ist als mit moderner Literatur.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> „Verehrter Herr Doktor! Sie waren so gütig, eine Probe meiner Arbeiten sehen zu wollen. Hier ist ein kleines Stück. Ich glaube, dass es für mich nicht wesentlich, aber bezeichnend ist, nur wird es schon teilweise durch das Gefühl, dass es bald in Ihren Händen sein wird, meinem Urteil entzogen. Ihr ergebener Drfkafka Prag Niklasstrasse 36“ – Das handschriftliche Billet ist zuerst abgedruckt bei Franz Kafka, *Tagebücher*, hrsg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasley, 2 Bde., Frankfurt/Main 1990, Bd. 2: *Kommentar*, S. 17. Hans-Gerd Koch vermutet freilich, „daß Kafka bei der Niederschrift des Datums ein Versehen unterlaufen ist und der Brief erst nach dem Zusammentreffen mit Steiner im März 1911 entstanden ist.“ – Zum folgenden vgl. auch ebd., S. 16-19.

<sup>2</sup> Um umständliche Formulierungen zu vermeiden, unterscheide ich im folgenden typographisch zwischen einer ‚Begegnung‘ als Ereignis und einer ‚BEGEGNUNG‘ als Text über dieses Ereignis.

<sup>3</sup> Solche Klischees werden Rudolf Steiner freilich nicht (ganz) gerecht. So gab er, bevor er sich der Theosophie zuwandte, seit 1897 das *Magazin für Litteratur* in Berlin heraus, eine Arbeit, die ihn notwendig mit der zeitgenössischen literarischen Avantgarde in Berührung brachte.

## I.

Neugierig dürfte Kafka durch einen Vortragszyklus geworden sein, welchen Steiner unter dem Titel *Eine okkulte Physiologie* vom 20. bis zum 28. März 1911 in Prag hielt. Den sechsten dieser Vorträge hörte der Dichter unter dem Titel *Das Blut als Ausdruck und Werkzeug des menschlichen Ich* im Saal einer kaufmännischen Vereinigung in der Niklasstraße. Steiners Bestreben, die Physiologie spirituell aufzuwerten und einer bloß „äußeren Wissenschaft“<sup>4</sup> vom Menschen zu entwenden, sein Plädoyer also für eine „lebensvolle Erfassung der Wirklichkeit“<sup>5</sup> richtet sich – nach Spekulationen über das Skelett, die inneren Organe, die Lymph- und Nervenbahnen oder die Haut an den Tagen zuvor – im Vortrag vom 26. März auf den Blutkreislauf. Der Theosoph sieht im Blut das „Werkzeug“ oder den „Ausdruck“<sup>6</sup> des menschlichen Ich, weil es die flexibelste Substanz im menschlichen Körper sei. Nur das Blut könne seelische Regungen wie Angst oder Scham anzeigen und gleichsam materialisieren. „[D]aß das Blut das am leichtesten bestimmbare System im Menschen ist und folgen kann in einer fest bestimmbar Weise den Erlebnissen des Ich,“<sup>7</sup> dies ist die Leitthese des Vortrags. „Es stehen,“ wie es weiter unten heißt,

– schon rein äußerlich betrachtet – Blut und Knochensystem im Menschen wie ein Anfang und ein Abschluß einander gegenüber. Und wenn wir uns so anschauen mit unserem Blutsystem, das fortwährend allen Regungen des Ich folgt, so sagen wir uns: Im regsamen Blut drückt sich uns so recht aus das menschliche Leben. [...] Während wir in unserem Blute leben, sind wir im Grunde genommen in unserem Knochensystem schon gestorben.<sup>8</sup>

Indem Steiner der angeblich dynamischsten Substanz des menschlichen Körpers nachsinniert und in ihr den Konvergenzpunkt des Leibes und der Seele auszumachen vermeint, redet er einem um die Jahrhundertwende durchaus typischen ‚psychophysischen Monismus‘ das Wort.<sup>9</sup>

<sup>4</sup> Von dieser „äußeren Wissenschaft“ ist in den Vorträgen über „eine okkulte Physiologie“ passim die Rede.

<sup>5</sup> Rudolf Steiner, SECHSTER VORTRAG (26.3.1911), in: R. Steiner, *Eine okkulte Physiologie. Acht Vorträge gehalten in Prag vom 20. bis 28. März 1911*, Dornach/Schweiz 1978, S. 110-128, hier S. 113.

<sup>6</sup> Vgl. z.B. ebd., S. 110 und passim bzw. S. 113 und passim.

<sup>7</sup> Ebd., S. 117.

<sup>8</sup> Ebd., S. 122.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Monika Fick, *Sinnenwelt und Weltseele. Der psychophysische Monismus in der Literatur der Jahrhundertwende*, Tübingen 1993, bes. S. 127f. – Von einer am festgefügteten Schädel ansetzenden und gleichsam nur auf die erstarrte Physis fixierten ‚Phrenologie‘ distanziert sich Steiner, SECHSTER VORTRAG (Anm. 5), S. 125-128, entsprechend. Nur eine dynamische Substanz kann in dieser Physiologie dem fluktuierenden Seelenleben korrespondieren.

Kafkas Reminiszenzen an diesen Vortrag weisen schon auf seine Rekapitulation der eigentlichen Begegnung mit Steiner voraus, die sich wohl zwei Tage später zutrug. Im Tagebuch zieht er sich vor soviel Tiefsinn in die Kunst der Beschreibung zurück; er mustert den Theosophen mit dem kühlen Blick des Literaten und Erzählers. Vor allem das Vortrags- und Gesprächsgebaren Steiners ist für Kafka von Interesse, seine

retorische Wirkung: Behagliche Besprechung der Einwände der Gegner, der Zuhörer staunt über diese starke Gegnerschaft, weitere Ausführungen und Belobung dieser Einwände, der Zuhörer geräth in Sorge, völlige Versenkung in diese Einwände als gebe es sonst nichts, der Zuhörer hält jetzt eine Widerlegung überhaupt für unmöglich und ist mit einer flüchtigen Beschreibung der Verteidigungsmöglichkeit mehr als zufriedengestellt.<sup>10</sup>

Zur Zeit der Prager Vorträge war Steiner bereits neun Jahre Generalsekretär der deutschen Sektion der theosophischen Gesellschaft, eine Funktion, in der er zahlreiche Vortragsreisen durch ganz Europa unternehmen mußte. Die rhetorische Routine, die er sich dabei erwarb, erscheint bei Kafka in keinem guten Licht. Steiner weicht, so könnte man die zitierte Stelle paraphrasieren, kritischen Diskussionen aus. Seine Rhetorik wirkt geradezu sophistisch, nicht aufs Argument bedacht, sondern nur auf die thematisch „flüchtige“ persuasive Suggestion. Daß Kafka die performative Seite der Steinerschen Rede wichtiger ist als ihr Inhalt, erstaunt angesichts der abstrusen Theoreme der *okkulten Physiologie* kaum. So fährt er fort:

Dauerndes Anschauen der Fläche der vorgehaltenen Hand. – Auslassen des Schlußpunktes. Im allgemeinen fängt der gesprochene Satz mit seinem großen Anfangsbuchstaben beim Redner an, biegt sich in seinem Verlauf so weit er kann zu den Zuhörern hinaus und kehrt mit dem Schlußpunkt zu dem Redner zurück. Wird aber der Punkt ausgelassen, dann weht der nicht mehr gehaltene Satz unmittelbar mit ganzem Atem den Zuhörer an.<sup>11</sup>

Die Aufmerksamkeit wendet sich mit diesen Worten dem Vortrag selbst zu, genauer: einem Satz desselben. Auf dessen Sinn achtet Kafka gar nicht erst, er konzentriert sich ganz auf die Form seiner Äußerung. Schon hieraus erhellt, daß Kafka theosophische Themen nicht wirklich angehen. Jener nicht näher bestimmte Satz nun beschreibt, wie es zunächst heißt, eine vom Rhetor ausgehende und zu ihm zurückkehrende Kreisbahn: eine eigentümlich treffende Metapher für den kryptischen und monologischen Charakter der Ausführungen Steiners, vielleicht gar für ihre ‚zirkuläre‘ Argumentation. Dann wird Kafka dieser Satz zu einer gleichsam windigen Äußerung, zum bloßen

<sup>10</sup> Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 159 (26.3.1911). Im Gegensatz zu *Mein Besuch bei Dr. Steiner* aus dem sog. „ersten Heft“ stammt der hier zitierte Eintrag aus dem „zweiten Heft“. Kafka hat zur Zeit des Steinerschen Besuches in Prag beide Quarthefte parallel geführt, zunächst als literarische Arbeitsjournale, dann immer mehr als eigentliche Tagebücher mit expliziten Datierungen. Vgl. dazu Michael Müllers Anmerkungen in: Franz Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 2: *Kommentar*, S. 85-97.

<sup>11</sup> Ebd., Bd. 1, S. 159.

„flatus vocis“. Daß Kafka eine bei Steiner sicherlich emphatische Mündlichkeit wie ein Typoskript mit „Anfangsbuchstaben“ und „Punkt“ behandelt, läßt sich auch als Entsemantisierung des theosophischen Textes lesen, der nicht als Bedeutungsträger in den Blick kommt, sondern nurmehr als Schriftzug, als materialer Signifikant.<sup>12</sup> Diese allein aufs sprachliche Medium bedachte Entzauberung begegnet auch in *Mein Besuch bei Dr. Steiner* wieder; wichtiger noch wird dort aber die Weigerung sein, am okkulten Physiologen mehr als seine Erscheinung und Körpersprache zur Kenntnis zu nehmen.

Daß Steiner im März 1911 in Prag sprach, verdankte sich einer Einladung der Prager *Theosophischen Gesellschaft Adyar*, an deren Gründung Berta Fanta maßgeblich beteiligt war. In ihrem Haus am Altstädter Ring traf sich etwa seit 1906 regelmäßig ein geistes- wie naturwissenschaftlich interessierter Kreis, der zunächst von zwei Freunden Kafkas geprägt wurde, von Hugo Bergmann und Felix Weltsch. Man diskutierte neben den Schriften des damals in Prag schulbildenden Franz Brentano vor allem Kant, Fichte und Hegel, informierte sich aber auch über die Psychoanalyse oder über die noch junge Relativitätstheorie.

Nachdem sich Berta Fanta unter dem Eindruck von zwei Vorträgen Steiners im Dezember 1909 mehr und mehr der Theosophie zuwandte, orientierte sich auch ihr Salon zunehmend an den Spekulationen über ‚höhere Welten‘.<sup>13</sup> Wie regelmäßig Kafka an den Gesprächsabenden im Hause Fanta vor und nach dieser theosophischen Kehre teilnahm (bzw. sich von Max Brod dorthin mitnehmen ließ), ist aus den Quellen nicht zweifelsfrei zu erschließen.<sup>14</sup> Daß

<sup>12</sup> Steiner selbst hat Wert auf die Unterscheidung von mündlichem Vortrag und schriftlich ausgearbeitetem Manuskript gelegt, aber nur seine beiden ersten Vortragszyklen tatsächlich auch in diesem Sinne überarbeiten können (*Die Mystik im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens und ihr Verhältnis zu modernen Weltanschauungen* [Berlin 1901] und *Das Christentum als mystische Tatsache* [Berlin 1902]). Die Prager Vorträge sind uns indessen, wie die meisten Reden aus dem fast unüberschaubaren Corpus der Steiner-Vorträge, nur auf der Grundlage von Mit- und Nachschriften überliefert, so daß ihre emphatische (und reichlich redundante) Oralität zumindest ahnbar geblieben ist. Vgl. dazu auch David Hoffmann: Die Rudolf-Steiner-Gesamtausgabe im Spannungsfeld zwischen mündlicher und schriftlicher Überlieferung, in: *Textkonstitution bei mündlicher und bei schriftlicher Überlieferung*, hrsg. v. Martin Stern u.a., Tübingen 1991, S. 137-143.

<sup>13</sup> Ernst Pawel, *Das Leben Franz Kafkas*, aus dem Amerikanischen v. Michael Müller, München u.a. 1996, S. 169, bemerkt dazu: „Der Gerechtigkeit halber muß man anfügen, daß ihre Abdrift in den Okkultismus weniger über ihre geistigen Kapazitäten aussagt als über den Grad ihrer emotionalen Reife, und abgesehen davon stand ihr Hang zum Okkulten im Einklang mit der allgemeinen Stimmung. In einer Zeit, da weder der überlieferte Glaube noch rationale Politik viel Hoffnung auf persönliche Erfüllung oder auf Erlösung der Menschheit einzuflößen vermochte, und vor allem in Prag, der Stadt der Alchemisten und wundertätigen Rabbis, der Ketzer und hussitischen Märtyrer, wo die Uhren rückwärts gingen oder jede Stunde die Allgegenwärtigkeit des Todes verkündeten, wo jeder Stein von Legenden wie mit Moos überwachsen war, schien es nur allzu natürlich, sich mit übernatürlichen Dingen zu befassen.“

<sup>14</sup> Insgesamt stand Kafka solchem Salon-Treiben wohl skeptisch gegenüber. Am 6. Februar 1914, also ungefähr drei Jahre nach der Begegnung mit Steiner, schreibt er an Max Brod:

er Steiner dort erlebt hat, geht aus seinem Tagebuch indessen eindeutig hervor.

Zwar meint Berta Fanta Tochter Else „während der Vorträge beobachtet zu haben, wie die Augen von Franz Kafka blitzten und leuchteten und ein Lächeln sein Gesicht erhellte.“<sup>15</sup> Jene Aufzeichnungen, in denen Kafka Steiners Auftritte im Hause Fanta Revue passieren läßt, zeigen jedoch seine ironische Distanz gegenüber dem auratisierten Theosophen. Der Tagebucheintrag springt zwischen konkreten Details und esoterischem Jargon, zwischen Hausmittelchen und hagiographischen Versatzstücken hin und her. Steiner scheint alles zu kennen und zu können. Er verkehrt mit Verstorbenen und schläft fast nicht, er steht „Christus sehr nahe“<sup>16</sup> und inszeniert seine eigenen Mysteriendramen, er belehrt Naturwissenschaftler wie Geschäftsmänner und ist tolerant selbst notorischen Trinkern gegenüber, er weiß Remeduren gegen Grippe wie gegen Gedächtnisschwund<sup>17</sup> und kennt die Heilkraft von Farben und Bildern, er sieht, wer bald sterben muß, und ernährt sich von „Mandelmilch und Früchte[n], die in die Höhe wachsen“,<sup>18</sup> er besitzt telekommunikative Fähigkeiten – kurz: „Er ist vielleicht nicht der größte gegenwärtige Geistesforscher, aber er allein hat die Aufgabe bekommen die Theosophie mit der Wissenschaft zu vereinigen. Daher weiß er auch alles.“<sup>19</sup>

Kurz vor seinem eigenen Zusammentreffen mit Steiner versäumt es Kafka auch nicht, in anekdotenhafter Diktion eine der beiden Begegnungen zu streifen, die der Theosoph selbst als Peripetie seiner Biographie verstanden wissen wollte – und die anscheinend auch im Salon Fanta kursierte: „In sein Heimatdorf kam einmal ein Botaniker, ein großer okkultur Meister. Der erleuchtete ihn.“<sup>20</sup> Diese lakonisch abgekürzte Sternstunde Steiners bildet das

---

„Morgen zu Fanta komme ich kaum, ich gehe nicht gerne hin.“ (Franz Kafka, *Briefe 1902-1924*, hrsg. v. Max Brod, Frankfurt/Main 1958, S. 126)

<sup>15</sup> Else Bergmanns *Familiengeschichte* wird hier zitiert nach Klaus Wagenbach, *Franz Kafka. Eine Biographie seiner Jugend 1883-1912*, Bern 1958, S. 175.

<sup>16</sup> Franz Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 31.

<sup>17</sup> Ebd., S. 32: „Frau Fanta: Ich habe ein schlechtes Gedächtnis. Dr. St. Essen Sie keine Eier.“

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Ebd., S. 31. Diese von Kafka aufgeschnappten Steineriana finden sich zu einem Gutteil wieder in Steiners Autobiographie: Rudolf Steiner, *Mein Lebensgang*, mit einem Nachwort v. Marie Steiner, Dornach 1925.

<sup>20</sup> Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 31. Wenn sich Kafka direkt danach daran erinnert, sein Plan, Steiner aufzusuchen, sei „von der Dame [Berta Fanta?, F.H.] als beginnende Rückerinnerung ausgelegt“ worden, so könnte sich das auch auf Steiners Vorträge beziehen, in denen das Problem der Reinkarnation und ihres physiologischen Niederschlags mehrfach gestreift wird, im von Kafka besuchten SECHSTEN VORTRAG auf den S. 126-128. – Ganz stimmt Kafkas Version von dieser Begegnung Steiners und des ‚Dürrkräutlers‘ Felix Koguzki aus dem Jahre 1879 mit derjenigen bei Rudolf Steiner, *Mein Lebensgang* (Anm. 19), S. 38, nicht überein: „Da geschah es, dass ich mit einem einfachen Manne aus dem Volke bekannt wurde. Er fuhr jede Woche mit demselben Eisenbahnzuge nach Wien, den auch ich benutzte. Er sammelte auf dem Lande Heilkräuter und verkaufte sie in Wien an Apotheken. [...] Mit ihm konnte man über die geistige Welt spre-

Negativ jener – mit Martin Buber zu sprechen –, ‚Vergegnung‘, die sich zwischen Franz Kafka und Rudolf Steiner im Viktoriahotel zugetragen haben muß. Zu Erleuchtung und tieferen Einsichten jedenfalls hat der Theosoph dem Literaten nicht verhelfen können, eher wohl zu einer Ernüchterung.

## II.

Robert Gernhardts komische Replik auf *Mein Besuch bei Dr. Steiner* reagiert durchaus angemessen auf die BEGEGNUNG Kafkas und Steiners:

Kafka sprach zu Rudolf Steiner:  
 ‚Von euch Jungs versteht mich keiner!‘  
 Darauf sagte Steiner: ‚Franz,  
 ich versteh dich voll und ganz!‘<sup>21</sup>

Während die meisten Biographen nur einen kleinen Ausschnitt jener „vorbereiteten Ansprache“<sup>22</sup> berücksichtigen, welche Kafka dem Theosophen unterbreitet haben will, steuert Gernhardts Vierzeiler zielsicher das eigentliche Dilemma einer Zusammenkunft an, in der sich nicht einmal Ansätze zu einem Dialog abzeichnen. Theosophie und Literatur reden in Rudolf Steiners Sprechzimmer vollkommen aneinander vorbei: Kafka monologisiert (1.), oder er registriert (2.) – und sein Gegenüber hat dem wenig entgegenzusetzen.

1. Durch die Bezeichnung seiner kleinen Rede an Steiner als „Ansprache“ etabliert Kafka bereits eine weitgehend asymmetrische Gesprächssituation, denn Ansprachen sind immer schon kommunikative Einbahnstraßen. Er beginnt mit seinem zwiespältigen Verhältnis zur Theosophie:

Ich fühle wie ein großer Teil meines Wesens zur Teosophie hinstrebt, gleichzeitig aber habe ich vor ihr die höchste Angst. Ich befürchte nämlich von ihr eine neue

---

chen wie mit jemand, der Erfahrung darin hatte. [...] Er offenbarte sich so, als ob er als Persönlichkeit nur das Sprachorgan wäre für einen Geistesinhalt, der aus verborgenen Welten heraus sprechen wollte. Wenn man mit ihm zusammen war, konnte man tiefe Blicke in die Geheimnisse der Natur tun. [...] Man mußte gewissermaßen erst seinen ‚geistigen Dialekt‘ lernen. Auch mir war er anfangs nicht verständlich. Aber vom ersten Kennenlernen an hatte ich die tiefste Sympathie für ihn. Und so wurde es mir nach und nach, wie wenn ich mit einer Seele aus ganz alten Zeiten zusammen wäre, die unberührt von der Zivilisation, Wissenschaft und Anschauung der Gegenwart, ein instinktives Wissen der Vorzeit an mich heranbrächte.“ – Circa zwei Jahre später hatte Steiner eine zweite prägende Begegnung mit einem Okkultisten, dessen Identität ungeklärt blieb. Hier fand Steiner eine Lösung für das Problem, auf das noch seine Vorträge über „okkulte Physiologie“ reagieren: die Schwierigkeit nämlich, natürliche und geistige Prozesse, Innen- und Außenwahrnehmung zu vermitteln. Vgl. mit Literaturhinweisen Christoph Lindenber, *Rudolf Steiner*, Reinbek 1992, S. 26.

<sup>21</sup> Robert Gernhardt / F.W. Bernstein, *Bestennte Ernte. Gedichte aus fünfzehn Jahren*, Frankfurt/Main 1976, S. 57.

<sup>22</sup> Franz Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 33.

Verwirrung, die für mich sehr arg wäre, da eben schon mein gegenwärtiges Unglück nur aus Verwirrung besteht.<sup>23</sup>

Bevor Kafka nun näher auf sein hier nur angedeutetes Dilemma eingeht, konstatiert er zunächst einmal eine Affinität zwischen jenen von Steiner erlebten parapsychischen Zuständen und dem eigenen Schreibprozeß:

Mein Glück, meine Fähigkeiten und jede Möglichkeit irgendwie zu nützen liegen seit jeher im Litterarischen. Und hier habe ich allerdings Zustände erlebt (nicht viele) die meiner Meinung nach den von Ihnen Herr Doktor beschriebenen hellseherischen Zuständen sehr nahestehen, in welchen ich ganz und gar in jedem Einfall wohnte, aber jeden Einfall auch erfüllte und in welchen ich mich nicht nur an meinen Grenzen fühlte, sondern an den Grenzen des Menschenlichen überhaupt.<sup>24</sup>

Kafka interessiert sich nur dafür, wie ein Berufener zu jenen tiefen Einblicken ins Innere der Natur gelangen könne, die zu Beginn unseres Jahrhunderts gerne mit dem Etikett ‚theosophisch‘ versehen wurden.<sup>25</sup> Sein Desinteresse an den *Inhalten* einer *okkulten Physiologie* und der Steinerschen Geheimlehren überhaupt kündigte sich bereits in jenem Tagebucheintrag vom 26. März an, in dem sich Kafka ausschließlich mit Steiners Vortragsgebaren auseinandersetzt. Auch die lakonischen Reminiszenzen an dessen Auftritte im Hause Fanta zeigen, daß dem Schriftsteller Kafka an Steiners Theorien keinesfalls gelegen ist, sondern lediglich an der Aura und Erscheinung des Phänomens ‚Steiner‘.

Wie Kafka in seiner „vorbereiteten Ansprache“ nun Theosophie (oder besser: ihre parapsychische Möglichkeitsbedingung) und Literatur korreliert, bringt seine grundsätzlich skeptische Haltung deutlich genug zum Ausdruck. Sein von Max Brod überliefertes Bonmot bestätigt das noch: „Theosophie ist nur ein Surrogat für Literatur.“<sup>26</sup> Erst im Kontext der zitierten Stelle werden diese Worte verständlich, und zwar – gegen Brod<sup>27</sup> – in einem produktionsästhetischen Sinne: Okkultistische Erfahrungen nimmt Kafka als aktuelles Analogon einer eigentlich uralten poetologischen Enthusiasmuslehre, die er auch am eigenen ‚Leib‘ erfahren zu haben scheint.<sup>28</sup> Steiners Gesichte und Kafkas

---

<sup>23</sup> Ebd., S. 33f.

<sup>24</sup> Ebd., S. 34.

<sup>25</sup> Vielleicht kannte Kafka ein frühes Schlüsselerlebnis Steiners: Siebenjährig hatte dieser eine Erscheinung, in der er den Selbstmord seiner Tante zu eben der Stunde sah, in der er sich tatsächlich ereignete. Vgl. dazu mit Quellenhinweisen Karl Baral, *Anthroposophie*, Neuhausen u.a. 1993, S. 14f.

<sup>26</sup> Max Brod, *Franz Kafka. Eine Biographie*, Frankfurt/Main 1974 [zuerst 1966], S. 70.

<sup>27</sup> Brod bemerkt zu diesem Aperçu lediglich, mit Literatur sei „nach unserem damaligen Spachgebrauch, im Sinne Flaubert, wahre Dichtung gemeint“ gewesen (ebd.).

<sup>28</sup> Vgl. z.B. Kafkas Bemerkung, nachdem er das *Urteil* in einer Nacht niedergeschrieben hat: „Nur so kann geschrieben werden, nur in einem solchen Zusammenhang, mit solcher vollständigen Öffnung des Leibes und der Seele.“ (Franz Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 461 [23.09.1912])

Phantasmagorien – seine häufig beschworene ‚traumhafte innere Welt‘<sup>29</sup> – verdanken sich, so vermutet es der Schriftsteller wenigstens zuerst, einem ähnlichen Gemütszustand.

Freilich nimmt er diese Parallele zwischen gewissen transpersonalen Erlebnissen und den eigenen Inspirationserfahrungen sofort wieder zurück – und entfernt sich damit, beinahe unmerklich, um einen weiteren Schritt von Steiner und seiner Theosophie:

Nur die Ruhe der Begeisterung, wie sie dem Hellseher wahrscheinlich eigen ist, fehlte doch jenen Zuständen, wenn auch nicht ganz. Ich schließe dies daraus, daß ich das Beste meiner Arbeiten nicht in jenen Zuständen geschrieben habe.<sup>30</sup>

Kafka dementiert hier die Verwandtschaft theosophischer ‚Schau‘ und poetischer Imagination zum einen, indem er die Kompatibilität der beiden Gemütszustände wieder in Zweifel zieht; in ihrer Intensität seien sie doch nicht völlig vergleichbar. Zum anderen aber – und hier verwirrt sich die vorgeblich ‚schlüssige‘ Argumentation – bedürfe er beim wirklich ertragreichen Schreiben eines der Hellseherei vage analogen Gemütszustandes eigentlich gar nicht. Mit dieser paralogischen Volte befindet sich der Leser (und Steiner mag es nicht anders ergangen sein) unversehens mitten im Labyrinth Kafkascher Gedankengänge, die häufig genug eine Idee nur aufkommen lassen, um sie sogleich wieder umzukehren oder von ihr abzulenken.<sup>31</sup>

Die Theosophie ist mittlerweile ganz aus dem Blick geraten. Kafka kommt im folgenden stattdessen genauer auf jenes eingangs der „Ansprache“ schon angeklungene Dilemma bürgerlicher Autorschaft zu sprechen, dem die Aufmerksamkeit der Exegeten bislang vor allem gegolten hat.<sup>32</sup> Er zählt die Hindernisse auf, die ihm dabei im Wege stehen, sich ganz und gar der Literatur zu widmen:

Abgesehen von meinen Familienverhältnissen könnte ich von der Litteratur schon infolge des langsamen Entstehens meiner Arbeiten und ihres besonderen Charakters nicht leben; überdies hindert mich auch meine Gesundheit und mein Charakter daran, mich einem im günstigsten Falle ungewissen Leben hinzugeben. Ich bin daher Beamter in einer socialen Versicherungsanstalt geworden. Nun können diese zwei Berufe einander niemals ertragen und ein gemeinsames Glück zulassen.

<sup>29</sup> Ebd., S. 546: „Von der Litteratur aus gesehen ist mein Schicksal sehr einfach. Der Sinn für die Darstellung meines traumhaften innern Lebens hat alles andere ins Nebensächliche gerückt [...]“ (06.08.1914)

<sup>30</sup> Ebd., S. 34.

<sup>31</sup> Jene in die Paradoxie führenden Schreib- und Denkbewegungen, die Gerhard Neumann, Umkehrung und Ablenkung. Franz Kafkas ‚Gleitendes Paradox‘, in: *DVjs* 42 (1968), S. 702-744, vor allem für die später entstandenen Kurztexte herausgestellt hat, finden sich bereits auf diesen Tagebuchseiten.

<sup>32</sup> Auf diesen Aspekt beschränken sich, um nur die wichtigsten Biographien zu nennen, etwa Klaus Wagenbach, *Franz Kafka* (Anm. 15), S. 176; *Kafka-Handbuch*, hrsg. v. Hartmut Binder, 2 Bde., Stuttgart 1979, Bd. 1: *Der Mensch und seine Zeit*, S. 388; Ronald Hayman, *Kafka. Sein Leben, seine Welt, sein Werk*, Bern u.a. 1983, S. 120f.; Ernst Pawel, *Das Leben Franz Kafkas* (Anm. 13), S. 255-257.

Das kleinste Glück in einem wird ein großes Unglück im zweiten. Habe ich an einem Abend gutes geschrieben, brenne ich am nächsten Tag im Bureau und kann nichts fertig bringen. Dieses Hinundher wird immer ärger. Im Bureau genüge ich äußerlich meinen Pflichten, meinen innern Pflichten aber nicht und jede nichterfüllte innere Pflicht wird zu einem Unglück, das sich aus mir nicht mehr rührt.<sup>33</sup>

Diese von Kafka auch andernorts umschriebene Aporie<sup>34</sup> macht nun aber keinesfalls den Kern seiner „Ansprache“ aus. Ihre Darstellung hat, im Kontext betrachtet, viel eher den Zweck, die Relevanz der Theosophie für Kafka noch weiter in Zweifel zu ziehen:

Und zu diesen zwei nie auszugleichenden Bestrebungen soll ich jetzt die Theosophie als dritte führen? Wird sie nicht nach beiden Seiten hin stören und selbst von beiden Seiten gestört werden? Werde ich, ein gegenwärtig schon so unglücklicher Mensch die 3 zu einem Ende führen können? Ich bin gekommen Herr Doktor Sie das zu fragen, denn ich ahne, daß, wenn Sie mich dessen für fähig halten, ich es auch wirklich auf mich nehmen kann.<sup>35</sup>

Fast möchte man Kafkas Fragen für ein wenig scheinheilig halten. Ist er denn wirklich gekommen, um sich vom Dr. Steiner für die Theosophie begeistern zu lassen? Traut er ihm tatsächlich jenen Tiefen-Blick zu, der zu erkennen vermöchte, ob sich Kafka für die okkulte Schulung auch eigne?

Dagegen spricht nicht nur Kafkas geradezu narzißtisches Kreisen um die eigene literarische Produktion, sondern auch der fragmentarische Charakter dieser BEGEGNUNG, in der für eine Erwiderung Steiners kein Platz mehr geblieben ist. Daß Kafkas Steiner nicht mehr zu einer Antwort kommt, ist innerhalb des Arrangements dieser ‚Vergegnung‘ nur folgerichtig. Sein Schweigen reagiert konsequent auf die Umwege und Abwege der Kafkaschen Rede.

2. Am Anfang wie am Ende von *Mein Besuch bei Dr. Steiner* schildert Kafka einen stummen Rudolf Steiner. Seine Sprachlosigkeit steht dabei in einem merkwürdigen Gegensatz zu jenen geradezu überbordenden Wortströmen, die einem aus seinem Vortragswerk entgegenquellen.

Kafkas Blick tastet zunächst in aller Ruhe Gestalt und Ambiente des Theosophen ab:

Sein an Vortragabenden wie gewichst schwarzer Kaiserrock, (nicht gewichst, sondern nur durch sein reines Schwarz glänzend) ist jetzt bei Tageslicht (3<sup>h</sup> nachmittag) besonders auf Rücken und Achseln staubig und sogar fleckig. In seinem Zimmer suche ich meine Demut, die ich nicht fühlen kann, durch Aufsuchen eines lächerlichen Platzes für meinen Hut zu zeigen; ich lege ihn auf ein kleines Holzgestell zum Stiefelschnüren.<sup>36</sup>

<sup>33</sup> Franz Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 35.

<sup>34</sup> Eine Zusammenstellung der einschlägigen Stellen findet sich bei Franz Kafka, *Dichter über ihre Dichtungen*, München 1969, S. 109-160.

<sup>35</sup> Franz Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 35.

<sup>36</sup> Ebd., S. 33.

Deutlicher ließe sich der Abstand kaum *erzählen*, der Kafka von Steiner und seiner Weltanschauung getrennt haben muß und der sich aus nächster Nähe erst richtig zeigen will. Diese Distanz äußert sich im decouvrierenden Blick auf das fadenscheinige Habit des Theosophen, dann aber vor allem in der metonymischen – und damit slapstickartig komischen – Inszenierung einer gleichsam falschen Proskynese: Die Kopfbedeckung wird dorthin plaziert, wo eigentlich das Schuhwerk seinen angestammten Platz hat.

Für drei Sätze schweift der Blick dann von der Person Steiners ab:

Tisch in der Mitte, ich sitze mit dem Blick zum Fenster, er an der linken Seite des Tisches. Auf dem Tisch etwas Papiere mit paar Zeichnungen, die an jene der Vorträge über okkulte Physiologie erinnern. Ein Heftchen Annalen für Naturphilosophie bedeckt einen kleinen Haufen Bücher, die auch sonst herumzuliegen scheinen.<sup>37</sup>

Die Position der Gesprächspartner ist wie geschaffen fürs Aneinander-Vorbei-Reden. Steiner sitzt am Rand des Tisches, Kafka ihm gegenüber in der Mitte. Und dazwischen: Zeitschriften und Bücher, der buchstäbliche Stoff, aus dem selbst Steiners Vorträge sind, wie man – in Erinnerung an Kafkas Aufzeichnungen unmittelbar nach dem Vortrag vom 26. März 1911 – ergänzen möchte.<sup>38</sup> Nachdem der Sprecher der Vorträge ins Alltägliche zurückgeholt wurde, wird auch sein Text *als* Text aus Texten entlarvt. Die Begegnung mit Steiner gibt Kafka den Blick hinter die Kulissen des theosophischen Theaters frei, ein ausgesprochen ernüchternder Blick, der sich aber nicht lange durchhalten läßt:

Nur kann man nicht herumschauen, da er einen mit seinem Blick immer zu halten versucht. Tut er es aber einmal nicht, so muß man auf die Wiederkehr des Blickes aufpassen. Er beginnt mit einigen losen Sätzen: Sie sind doch der Dr. Kafka? Haben Sie sich schon länger mit Teosophie beschäftigt?<sup>39</sup>

Die wesentlichen Botschaften werden in Steiners Sprechzimmer – wie etwa auch in den ungefähr ein Jahr später entstandenen Erzählungen *Das Urteil* und *Die Verwandlung* – auf einer körpersprachlichen Ebene ausgetauscht. Nicht allein Kafka verlegt sich für längere Zeit aufs Beobachten, auch sein Gegenüber läßt zunächst nur Blicke sprechen. Steiners zaghafter Versuch schließlich, ein Gespräch zu stiften, geht in dem Monolog der „Ansprache“ Kafkas sogleich wieder unter.

Den Titel des Steinerschen Vortragszyklus abwandelnd, kann man in Kafkas *Mein Besuch bei Dr. Steiner* eine ‚Physiologie des Sichtbaren‘ erkennen, eine literarische Körperkunde, die gerade nicht unter die Haut geht, die sich den Blick in okkulte Tiefen, ins geheimnisvolle Rauschen des Blutes, versagt. Dementsprechend endet der Text so ‚oberflächlich‘, wie er begonnen hat:

---

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> Die Zeichnung zum SECHSTEN VORTRAG Steiners in Prag vgl. bei Rudolf Steiner, *Eine okkulte Physiologie* (Anm. 5), S. 115.

<sup>39</sup> Franz Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 33.

[Steiner] hörte äußerst aufmerksam zu, ohne mich offenbar im geringsten zu beobachten, ganz meinen Worten hingegeben. Er nickte von Zeit zu Zeit, was er scheinbar für ein Hilfsmittel einer starken Konzentration hält. Am Anfang störte ihn ein stiller Schnupfen, es rann ihm aus der Nase, immerfort arbeitete er mit dem Taschentuch bis tief in die Nase hinein, einen Finger an jedem Nasenloch.<sup>40</sup>

Daß Steiner bei der Sache sei, ist eigentlich schon eine Konjektur seines Besuchers; eine Antwort, die das bestätigen würde, überliefert Kafka jedenfalls nicht. Stattdessen zeichnet er sein immer noch stummes Gegenüber in der Pose des Mystikers, der nicht hinsieht, um desto besser zu hören. Ins Unsichtbare und physiologisch Okkulte weist am Ende freilich nur noch Rudolf Steiners in der Nase bohrender Finger – dann bricht der Eintrag ab. Für Theosophie scheint sich Kafka hinfort nicht mehr interessiert zu haben.

### III.

Bei aller Kritik, die man an Klaus Wagenbachs biographischem Versuch über den jungen Kafka im einzelnen üben mag, seine Behauptung, „daß die Besuche im Hause Fanta für Kafka zumindest den Anstoß zu einer ersten Beschäftigung mit bis dahin fast völlig verschütteten religiösen Problemen bildeten,“<sup>41</sup> hat doch einiges für sich. Es ist hinlänglich bekannt, daß sich Kafka bei seiner Identitäts- und Wahrheitssuche vor allem auf jüdische Überlieferungen und zeitgenössische Strömungen des Judentums konzentrierte.<sup>42</sup> In diesen Gefilden sind ihm auch charismatische Gestalten wie Rudolf Steiner wieder begegnet. Zu nennen wären hier Martin Buber und sein Kulturzionismus, vor allem aber die Begegnungen mit dem Rabbi von Grodeck und dem Belzer Rabbi. Während Kafka zur Person Martin Bubers nur am Rande Stellung genommen hat,<sup>43</sup> zeugen seine BEGEGNUNGEN mit den beiden chassidischen „Wunderrabbis“ von eben der Lust an der Beschreibung, die schon *Mein Besuch bei Dr. Steiner* kennzeichnet.<sup>44</sup>

Georg Langer alias Jiri Mordechai, ein Verwandter Max Brods, der selber eine Zeit lang unter ungarischen Chassidim gelebt hatte, führte Kafka und Brod im September 1915 zu dem aus Galizien stammenden Rabbi von Gro-

<sup>40</sup> Ebd., S. 35.

<sup>41</sup> Klaus Wagenbach, *Franz Kafka* (Anm. 15), S. 175.

<sup>42</sup> Vgl. zuletzt vor allem Giuliano Baioni, *Kafka. Literatur und Judentum*, Stuttgart u.a. 1994.

<sup>43</sup> Vgl. z.B. den Brief an Felice Bauer vom 16. Januar 1913: „Denke nur, ich bleibe heute abend – ich sah es schon seit einem Monat kommen – nicht zuhause. Es reut mich schon jetzt, und ich will zufrieden sein, wenn es mich ¼ Stunde lang während des heutigen Abends nicht reut. Buber hält nämlich einen Vortrag über den jüdischen Mythos; nun Buber würde mich noch lange nicht aus meinem Zimmer treiben, ich habe ihn schon gehört, er macht auf mich einen öden Eindruck, allem, was er sagt, fehlt etwas.“ (Franz Kafka, *Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit*, hrsg. v. Erich Heller und Jürgen Born, Frankfurt/Main 1976, S. 252)

<sup>44</sup> Zu Kafkas Interesse am Chassidismus vgl. etwa Ritchie Robertson, *Kafka. Judentum, Gesellschaft, Literatur*, Stuttgart 1988 [Oxford 1985], S. 234-238.

deck. Die Audienz wird in einem Gasthaus in der Prager Vorstadt Zizkov gewährt, wo sich Kafka, Brod und Langer durch eine dichtgedrängte Gemeinde den Weg zum Rabbi bahnen müssen. Kafka erinnert sich in seinem Tagebuch genau an die chassidische Tracht und das Aussehen des Zaddik:

Alle Rabbi sehen wild aus, sagte Langer. Dieser im Seidenkaftan, darunter schon Unterhosen sichtbar. Haare auf dem Nasenrücken. Mit Fell eingefasste Kappe, die er immerfort hin und her rückt. Schmutzig und rein, Eigentümlichkeit intensiv denkender Menschen. Kratzt sich am Bartansatz, schneuzt sich durch die Hand auf den Fußboden, greift mit den Fingern in die Speisen – wenn er aber ein Weilchen die Hand auf dem Tisch liegen läßt, sieht man das Weiß der Haut, wie man ein ähnliches Weiß nur in Vorstellungen der Kindheit gesehn zu haben glaubt. Damals allerdings waren auch die Eltern rein.<sup>45</sup>

Deutlich erinnert diese Körperbeschreibung an die Schilderung Rudolf Steiners viereinhalb Jahre zuvor. Auch hier kommt es dem Beobachter nicht aufs gesprochene Wort an, sondern auf Gebaren und Gebärden des Rabbis von Grodeck, der stumm bleibt und sich nur durch sein Erscheinungsbild und seine Handlungen zu erkennen gibt. Obwohl aber in der Übertragung des Reinlichen ins Reine, des Physischen ins Spirituelle, eine leise Ironie nicht zu verkennen ist,<sup>46</sup> sind Kafka die äußeren Eindrücke, die er von dieser Begegnung mitgenommen hat, doch bedeutsamer als diejenigen aus der Zusammenkunft mit Rudolf Steiner. Sie werden nicht nur aufgezeichnet, sondern auch kommentiert.

Noch deutlicher tritt die mögliche Signifikanz phänomenaler Einzelheiten in einem Brief hervor, mit dem der Dichter im Juli 1916 Max Brod von seiner Begegnung mit dem Belzer Rabbi in Marienbad berichtet, dem eigentlichen Lehrer von Georg Langer. Der Brief beginnt mit einer Werkstattbemerkung, die sich zunächst wie eine kleine Poetik der BEGEGNUNGEN mit Steiner und den Wunderrabbis liest:

Ich werde das Ganze nur beschreiben, mehr als das, was man sieht, kann ich nicht sagen. Man sieht aber nur aller kleinste Kleinigkeiten und das allerdings ist bezeichnend, meiner Meinung nach. [...] Mehr als Kleinigkeiten kann man mit bloßem Auge dort, wo Wahrheit ist, nicht sehen.<sup>47</sup>

<sup>45</sup> Franz Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 752 (14.9.1915).

<sup>46</sup> Vgl. dazu auch Max Brod, *Frank Kafka* (Anm. 26), S. 137: „Damals verkehrte ich, gemeinsam mit meinem kabbalistischen Freund Georg Langer, viel bei einem Wunderrabbi, der, aus Galizien geflüchtet, in der Prager Vorstadt Zizkov dunkle, unfreundliche, von vielen Menschen erfüllte Zimmer bewohnte. Besondere Lebensumstände hatten mich einer Art religiöser Schwärmerei nahegebracht. Es ist bemerkenswert, daß Franz, den ich zu einer der ‚Dritten Mahlzeiten‘ am Sabbatausgang mit ihrem Flüstern und chassidischen Gesang mitnahm, eigentlich recht kühl blieb. Bewegt von den Urlauten eines alten Volkstums war er wohl, sagte aber doch beim Heimgehen: ‚Genau genommen war es etwa so wie bei einem wilden afrikanischen Volksstamm. Krasser Aberglauben.‘ Es lag nichts Verletzendes, wohl aber nüchtern Abwehrendes in diesem Ausspruch.“

<sup>47</sup> Franz Kafka, *Briefe* (Anm. 14), S. 141f.

Die folgende Erzählung, wie der Rabbi mit seinem ‚Hof‘ einen Spaziergang durch den Kurort unternimmt, entbehrt nicht komischer Elemente. Ein „Wasserholer“ springt geschäftig von einer geschlossenen Quelle zur anderen, um dem Meister das verschriebene Wasser aus der Rudolfsquelle schließlich aus einem Lebensmittelgeschäft zu apportieren. Die Gemeinde ist ständig in Bewegung, weil sich vor dem Zaddik niemand aufhalten darf, und „es ist nicht leicht, dies immer einzuhalten, da er sich oft überraschend wendet und es nicht leicht ist, im Gedränge schnell genug auszuweichen.“<sup>48</sup> Über fast zwei Seiten erzählt Kafka dann, wie der Rabbi gemächlich von Kurhotel zu Kurhotel wandert, vor jedem Gebäude innehält und sich dabei vor allem für „ganz verlorene Kleinigkeiten“ wie einen Garten, die Röhren eines Dampfbads, einen Arkadengang, eine Inschrift oder eine Dachtraufe interessiert.

Die detailversessene Aufmerksamkeit, welche der Belzer Rabbi auf seinem Spaziergang durch Marienbad seiner Umgebung schenkt, spiegelt jene deskriptive Akribie wider, die auch Kafkas Texte über Steiner und den Rabbi von Grodeck auszeichnet. Kafkas Kommentar zu den Kommentaren des Belzer Rabbi ist deshalb auch als Reflexion auf seine eigenen BEGEGNUNGEN zu nehmen:

Im Ganzen sind es die belanglosen Reden und Fragen umherziehender Majestäten, vielleicht etwas kindlicher und freudiger, jedenfalls drücken sie alles Denken der Begleitung widerspruchlos auf das gleiche Niveau nieder. Langer sucht oder ahnt in allem einen tieferen Sinn, ich glaube, der tiefere Sinn ist der, daß ein solcher fehlt, und das ist meiner Meinung nach wohl genügend. Es ist durchaus Gottesgradentum, ohne die Lächerlichkeit, die es bei nicht genügendem Unterbau erhalten müßte.<sup>49</sup>

Die Art und Weise, wie der Belzer Rabbi „alles Denken der Begleitung“ niederhält, mag zunächst noch an jenes Diskussionsverhalten erinnern, das Kafka schon an Steiner beobachtet hat. Wichtiger ist es indessen, daß sich der Zaddik im Unterschied zum Theosophen ans Sichtbare hält und seinem Gefolge damit ganz offenbar etwas zeigen möchte. Kafka erkennt in solch diesseitsorientierter Neugierde eine metaphysische Ironie, die er nicht der Lächerlichkeit preisgeben möchte. Deshalb sind ihm wohl auch die konkreten Details in der BEGEGNUNG mit dem Belzer Rabbi gerade in ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit so wichtig, deshalb schildert er sie so ausführlich. Ihre Wahrnehmung bildet nicht den Kontrast zu einem verstiegenen Okkultis-

---

<sup>48</sup> Ebd., S. 143. S. 144 findet sich auch eine Schilderung der Erscheinung des Belzer Rabbis, die diese im ganzen narrativer angelegte BEGEGNUNG in eine Reihe mit den Texten über Steiner und den Rabbi von Grodeck stellt: „Er ist mittelgroß und recht umfangreich, aber nicht schlecht beweglich. Langer weißer Bart, außergewöhnlich lange Schläfenlocken [...]. Ein Auge ist blind und starr. Der Mund ist schief gezogen, er sieht gleichzeitig ironisch und freundlich aus. Er trägt einen seidenen Kaftan, der vorn offen ist; einen starken Gurt um den Leib; eine hohe Pelzmütze, die ihn äußerlich am meisten hervorhebt. Weiße Stümpfe und, wie L. [Langer, F.H.] sagt, weiße Hosen.“

<sup>49</sup> Ebd., S. 145.

mus, sondern bezeugt vielmehr die ‚heilige Nüchternheit‘ eines von Kafka durchaus ernstgenommenen chassidischen Geistlichen.

Ganz anders bei Steiner: So, wie Kafka ihn gezeichnet hat, gebricht es ihm und seiner Theosophie an einem „genügende[n] Unterbau“. Durch „dauern-des Anschauen der Fläche der vorgehaltenen Hand“ oder durch versonnenes Nicken, „was er *scheinbar* für ein Hilfsmittel einer starken Konzentration hält,“<sup>50</sup> beansprucht Steiner zwar schon in der sichtbaren Körpersprache spirituelle Tiefe. Tatsächlich einlösen kann diesen Anspruch indessen weder er selbst noch seine *okkulte Physiologie*. Kafkas Steiner ist ein Poseur.

Die Konzentration aufs Sicht- und Sagbare, die Kafkas BEGEGNUNGEN mit Steiner, dem Rabbi von Grodeck und auch dem Belzer Rabbi zunächst vergleichbar erscheinen läßt, erfüllt genauerhin zwei ganz verschiedene Funktionen. Decouvriert sie nämlich im Fall der Theosophie einen vermeintlichen Tiefsinn durch den Rückzug aufs offensichtlich Triviale, so sind die Einzelheiten *als* Einzelheiten im Falle der beiden chassidischen Lehrer hochbedeutungsvoll. In diesen Männern begegnete Kafka, wie man mit einem seiner bekanntesten Aphorismen sagen könnte, scheinbar kein ‚scheinbares Einpfählen der scheinbaren Sache‘. Mit dem Judentum jedenfalls hat er sich, auch über den Chassidismus hinaus, nach seinen Begegnungen mit den beiden Zaddikim weiter beschäftigt.\*

\* Überlegungen dieses Aufsatzes sind in essayistischer Form bereits in *Sinn und Form* 53 (2001), Heft 3, S. 382-386 erschienen.

---

<sup>50</sup> Franz Kafka, *Tagebücher* (Anm. 1), Bd. 1, S. 159 und S. 35, Hervorhebung F.H.